Lessings Sprache

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1976)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421202

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

32. Jahrgang 1976
Heft 3 (Juni)
Herausgegeben
vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein

Sprach Spiegel

Lessings Sprache

„Er ist der Klassiker des dichterischen Verstandes, der Erzvater alles klugen und wahren Dichtertums." So sagt Thomas Mann von ihm. Lessing aber sagt von sich, er sei kein Dichter. „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich hocharbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen." Und Thomas Mann fährt weiter: „Wie ist dieses Druckwerk und sind diese Röhren mißbraucht worden, um ihm recht zu geben! Aber wenn er recht hatte, so haben es darum die andern nicht, die ihm nachsprechen. In Lessingscher Sphäre gewöhnt man sich an die Relativierung, die Vermenschlichung des Wahrheitsbegriffes und an den Gedanken, daß die Kriterien des Wahren weniger in der verfochtenen Wahrheit selbst liegen als in dem, der sie verficht." Ganz grob gesagt, was nicht die Art Thomas Manns ist, würde das etwa heißen: Quod licet Jovi, non licet bovi, das heißt: was dem Zeus erlaubt ist, gilt nicht für die Kuh. Wenn Lessing sagt, er sei kein Dichter, und wenn ein anderer sagt, er sei kein Dichter, aber er gelte für einen, so ist das nicht das gleiche.

Aber wenn einer zur Schilderung des seelischen Schmerzes solche Worte finden kann, so ist er ein Dichter, und zwar einer der größten: „So dacht' ich, so sprach ich, als ich nicht wußte, was ich dachte und sprach. Ärgernis und verbissene Wut hatten meine ganze Seele umnebelt; die Liebe selbst in dem vollsten Glanze des Glücks konnte sich darin nicht Tag schaffen. Aber sie sendet ihre Tochter, das Mitleid, die, mit dem finstern Schmerz vertrauter, die Nebel zerstreuet und alle Zugänge meiner Seele den Eindrücken der Zärtlichkeit wiederum öffnet..." (Minna von Barnhelm, 5,5).

Doch neben der Sprache des Dichters steht in Lessings Werk gleichbedeutend die Sprache des Kritikers. Ich wähle dazu die an Hohn und Ironie starke Stelle aus der Hamburgischen Dramaturgie, wo Lessing das Erscheinen eines Gespenstes in Voltaires

„Semiramis“ mit Shakespeares „Hamlet“ vergleicht. Während Shakespeare die schaurige Mitternachtsstunde wählt, tänzelt das Gespenst in der Voltaireschen Tragödie am hellheiteren Tage, von einem Donnerschlag angekündet, mitten in die Versammlung der Stände des Reiches hinein. „Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gerne besuchen. Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch; aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein, und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle guten Sitten unter den Gespenstern sind, dünket mich kein rechtes Gespenst zu sein, und alles, was die Illusion hier nicht befördert, störet die Illusion.“

So haben wir beides nebeneinander, die Sprache des Dichters und die Sprache des Kritikers. Beide sind von höchster Ausdruckskraft. Sie sind so stark und außergewöhnlich, daß der Durchschnitt der heutigen Menschen nichts von Lessing vernehmen kann, wie auch der Name seines besten Werkes, der „Minna von Barnhelm“, nicht mehr in unsere Zeit paßt. Minna ist heute der Name eines Dienstmädchens, während er in der Zeit des Siebenjährigen Krieges der eines adeligen Fräuleins war.

Wenn man dieses Meisterwerk näher betrachtet, stößt man auf zahlreiche norddeutsche Besonderheiten, so auf das Plural-s, das ja keine deutsche Mehrzahlendung, aber in Norddeutschland — vielleicht unter dem Einfluß des Englischen — geläufig ist: „Es sind nicht alle Offiziere Tellheims“ oder „In die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt.“ Eine andere norddeutsche Eigenart ist die, daß Gattinnen und Verlobte ihre Männer allgemein mit dem Familiennamen anreden. Minna sagt nie anders als Tellheim zu ihrem Verlobten; ja wir wissen aus dem ganzen Stück nicht einmal den Vornamen dieses Offiziers.

Aus dem zweiten Meisterwerk Lessings, dem „Nathan“, ist uns die geniale Wendung „sagt der Patriarch“, so geläufig geworden, daß sie selbst in einer so trockenen und nüchternen sprachlichen Aussage wie den Radionachrichten wiederkehrt: „sagt der Minister“ oder „sagt der Präsident“.

Eugen Teucher